

Heute lesen Sie eine Predigt, die ich vor vier Jahren gehalten habe und die ich – in aller Unbescheidenheit – heute für wichtiger halte als damals.
Der Predigttext ist der Schluss des Evangeliums dieses Feiertages.

**Predigt am 2. Sonntag nach Epiphania, 15. Januar 2017,
in München St. Johannes**

Kirchenrat Dr. Rainer Oechslen

Und sein Vater und seine Mutter wunderten sich über das, was von Jesus gesagt wurde. Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser ist dazu bestimmt, dass viele in Israel fallen und viele aufstehen, und ist bestimmt zu einem Zeichen, dem widersprochen wird – und auch durch deine Seele wird ein Schwert dringen -, damit aus vielen Herzen die Gedanken offenbar werden.

Lukas 2,33-35

Liebe Gemeinde,

verboten ist es nicht in einer evangelischen Kirche, was ich gleich tun werde, aber unüblich. Oder wie soll ich es sonst nennen?

Ich möchte sprechen von der Liebe zu Maria, der seligen Mutter unseres Herrn.

Und ich möchte sprechen von den Schmerzen des Glaubens und der Liebe, von dem „*Schwert, das durch die Seele bohrt*“.

Maria. „Wie leuchtet der Name Maria in unseren Augen“ hat ein Katholik geschrieben (Gottfried Bachl). Nicht nur in katholischen Augen leuchtet dieser Name. In Istanbul tanzten die Derwische und ich durfte dabei sein. Danach sprach die Scheicha, die Leiterin der Gemeinschaft, von ihrer Liebe zu „Hazreti Meryem“, zur heiligen Maria.

Vor 500 Jahren nahm Martin Luther Anstoß daran, dass Maria ständig um ihren Beistand gebeten wurde: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder“. 500 Jahre sind eine lange Zeit. Wir könnten diesen Streit längst beigelegt haben. Aber es gibt da ein anderes, weit größeres Problem: Viele Menschen, viele scheinbar Erwachsene, haben ein kompliziertes Verhältnis zu ihrer Mutter. Da mischen sich unklare Gefühle, manchmal Liebe und Hass zugleich. Da ist die Mutter, deren Liebe und Aufmerksamkeit ich so sehr vermisse, auch 30 Jahre nach ihrem Tod. Die Mutter, die ich so sehr geliebt habe. Auf der anderen Seite steht die Mutter, die uns auf die Nerven geht, die ihren Mund nicht halten kann, die ihre Ratschläge gibt, ob gebeten oder ungebeten – Ratschläge sind bekanntlich auch Schläge. Da ist die Mutter, die sich einmisch.

Im Evangelium haben wir vom ersten Konflikt zwischen Jesus und seiner Mutter gehört. Bei der Hochzeit zu Kana hat Maria die praktische Seite im Blick, sie will Peinlichkeiten vermeiden. *„Sie haben keinen Wein mehr“* sagt sie zu ihrem Sohn. Die Antwort ist kurz und scharf: *„Was habe ich mit dir zu schaffen, Frau?“* – Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich das jemals zu meiner Mutter gesagt hätte.

Die katholische Kirche gedenkt am 15. September der Schmerzen Marias. Sieben Schmerzen hat sie früher gezählt – der Streit auf der Hochzeit von Kana ist dabei noch nicht mitgerechnet. Mutter und Sohn – keine einfache Beziehung. Aber das andere ist auch wahr: Maria erscheint im Neuen Testament als Vorbild des Glaubens. *„Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast“* – so antwortet sie dem Engel, der ihr die Botschaft gebracht hat, die Botschaft, dass sie die Mutter Jesu werden soll.

Einmischung und Hingabe, Streit und Versöhnung, Schmerz und Seligkeit – alles gehört zu Maria. Ein Mensch, der immerzu von seiner Mutter spricht, ist nicht wirklich erwachsen. Zum Verschweigen und Verdrängen aber besteht auch kein Grund. Solange ein Mensch seine Mutter verschweigt, die Beziehung zu ihr verdrängt, ist er oder sie ebenfalls nicht ganz erwachsen, denke ich. Konflikte mit der Mutter gehören zum Erwachsenwerden – in anderer, meist schwächerer Form auch Konflikte mit dem Vater. Aber diese Konflikte sind nicht das Ziel. Maria gehört zu uns und mit ihr gehören zu uns ihre Schmerzen und ihre Seligkeit.

„Auch durch deine Seele wird ein Schwert dringen,“ sagt der Prophet Simeon zu Maria.

„Auch durch deine Seele wird ein Schwert dringen“, – warum?

Weil ihr Kind ein *„Zeichen ist, dem widersprochen wird“*, weil die Leute Anstoß nehmen werden an Jesus, weil er im Zentrum schwerer Konflikte stehen wird – und weil Maria Anteil nehmen wird an den Konflikten ihres Sohnes.

Ich lese jetzt aus einer Predigt eines ganz großen Theologen, eines zu dessen Füßen ich noch sitzen durfte kurz vor seinem Tod, Karl Rahner:

„So ist der Glaube. Es ist wie ein Schwert, das durchbohrt und teilt. Jesus selbst sagt ..., dass er nicht den Frieden, sondern das Schwert zu bringen gekommen sei: Der Glaube ist das Aushalten dieses Schmerzes, die Weigerung also, vorschnell an Versöhntheit zu denken, die Bereitschaft, in der Tiefe mit dem Konflikt in Hoffnung zu leben, der in die Zerrissenheit und Unintegrierbarkeit unseres Daseins hinabreicht, bis zu dem Punkt also, in dem der Mensch nur noch eines kann, verzweifeln oder sich bedingungslos jener geheimnisvollen Einheit und Versöhnung anvertrauen, die wir Gott nennen. Der Glaube ist vieles: Friede, Freiheit, Vertrauen, Freude und vieles mehr. Aber er ist auch dieses: das Aushalten des Schmerzes inmitten unseres Da-

seins. Dieses Schwert des Zwiespaltes im ganzen Leben trifft jeden. Ob er will oder nicht. Aber der Glaube ... lässt nicht zu, dass wir diesen unüberwindbaren Zwiespalt übersehen, und ruft uns an, ihn anzunehmen, auszuhalten, durchzutragen durch das Leben in Hoffnung.“ (2.2.1972 in Löwen/Belgien)

Soweit Karl Rahner.

Vermutlich habt ihr nicht gleich alles in dieser Predigt verstanden, liebe Schwestern und Brüder. Ich habe auch nicht alles verstanden und habe die Predigt fünfmal gelesen. Predigten, bei denen man alles sofort versteht, lohnen sich nicht. Die könnten wir uns schließlich auch selbst halten.

Ich wiederhole jetzt einiges, was mir wichtig ist.

Zuerst: Der Glaube ist ein „Aushalten“, das Aushalten eines Schmerzes, das Aushalten von Konflikten. Vermutlich hätten wir diese Konflikte gar nicht, wenn wir nicht glauben würden. Vermutlich wäre unser Weltbild dann einfacher, übersichtlicher. Der Atheismus ist eine recht übersichtliche Weltanschauung. Nun aber hat Gott sein Wort auch zu uns gesandt, nun entkommen wir der Spannung nicht mehr. Da heißt es am sechsten Schöpfungstag: *„Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe es war sehr gut.“* Wir aber sehen so vieles, was nicht gut ist: Attentate, Krebs und Depression. Und wir wissen schon: Diese Spannung, dieser Konflikt wird nicht aufhören, solange wir leben.

Das Zweite: die Weigerung, vorschnell an Versöhntheit zu denken.

Wenn ich müde bin am Sonntagabend – vielleicht auch heute – will ich keinen Krimi im Fernsehen anschauen. Da will ich lieber eine dieser Schmonzetten. Da gibt es zuverlässig einen Konflikt, zwischen zwei Liebenden vielleicht oder zwischen Eltern und Kindern. Und schon am Anfang weiß ich: Am Schluss wird es eine Lösung geben, eine Versöhnung. Ohne Versöhnung schickt uns das deutsche Fernsehen nicht ins Bett. Doch diese ‚Versöhnung‘ ist allenfalls der Ausdruck einer Sehnsucht nach Versöhnung. Die echten Konflikte des Lebens reichen viel tiefer und dauern viel länger. Glaube heißt auch dies: nein sagen zur Illusion, nein sagen zur falschen, zur vorgetäuschten Versöhnung. Es tut weh, dass nicht alle Konflikte sich lösen lassen, nicht in anderthalb Stunden wie im Fernsehen, nicht in anderthalb Jahren, manche ein Leben lang nicht. Unser Glaube aber besteht auf einer letzten, einer gültigen, einer umfassenden Versöhnung. Deshalb bestehen wir auch darauf, dass der irdische Tod nicht das Ende ist. Die große Versöhnung steht noch aus.

Das Dritte: die Zerrissenheit und Unintegrierbarkeit unseres Daseins. Je älter ich werde, desto lieber möchte ich meine Lebensgeschichte als einen geraden Weg be-

schreiben, einen Weg ohne scharfe Kurven und tiefe Furchen. Aber es geht nicht. Es bleiben die Stürze, die Kurven, die Brüche. Es bleibt eine Zerrissenheit; es bleibt etwas, was ich nicht integrieren kann in das harmonische Bild meiner selbst.

Es gibt einen Punkt, sagt Rahner, wo man entweder verzweifelt oder sich bedingungslos jener Versöhnung anvertraut, die wir Gott nennen. So ist es. Klarer kann ich es nicht sagen.

Kommen wir noch einmal zurück zum Schwert des Glaubens. In ihrem Verhältnis zu Maria ist die evangelische Kirche vielleicht noch nicht ganz erwachsen, habe ich gesagt. Möglicherweise ist es noch schlimmer. Möglicherweise durchlebt unsere Kirche eine Phase der Regression, der künstlichen Rückkehr ins Kinderalter, eine selbstgewählte Kindischkeit, die etwas anderes ist als Kindlichkeit.

In dem alten Gesangbuch, das wir bis 1994 gebrauchten, stand ein Lied von Johann Rist unter Nummer 324

„O Ewigkeit, du Donnerwort,
o Schwert, das durch die Seele bohrt,
o Anfang sonder Ende!“

Dass steht im jetzigen Gesangbuch nicht mehr. Von den Schmerzen des Glaubens – und vom Schmerz der Liebe – singen sollen wir nicht mehr. Das klingt zu ernst, zu erwachsen. Wer aber könnte erwachsen werden, wer könnte erwachsen sein, ohne die Schmerzen der Liebe zu erleben?

Logischerweise fehlt dann auch das nächste Lied, die Nummer 325 im alten Gesangbuch. Es war die Antwort des Schweinfurter Dekans Kaspar Heunisch auf Johann Rists Lied.

„O Ewigkeit, du Freudenwort,
das mich erquicket fort und fort,
o Anfang sonder Ende.“

Es ist klar: Wo es das Schwert, den Schmerz nicht mehr gibt, fehlt auch die Freude.

Deshalb, meine Schwestern und Brüder, gilt uns ein Wort des Apostels Paulus: *„Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war.“* (1. Kor 13,11)

Lasst uns Männer werden und Frauen.

Maria ist unsere Mutter. Die nötigen Konflikte mit ihr werden wir bestehen und sie desto mehr lieben.

Das Schwert des Glaubens durchdringt auch unsere Seelen.

Durch den Schmerz gehen wir in die Freude.

Amen